

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

4. Das Nietzsche-Archiv

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2114](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2114)

Betrachtungen, das Menschliche, Allzumenschliche, die Gözendämmerung und das Jenseits. Zu einigen dieser neuen Auflagen schrieb Gast eigene Vorreden.⁶⁶

4. Das Nietzsche-Archiv



s bleibt das Verdienst Overbecks, Gasts und der Frau Pastor, Nietzsches Sache aus geradezu verzweifelter Verhältnissen tapfer und energisch in provisorische Sicherheit gebracht zu haben, um nichts weniger hoch anzuschlagen, als die allerdings augenfälliger Ausmünzung der zusammengetragenen Schätze, wie sie sich in der Archiv-Gründung darstellt. Overbeck war, wie wir gesehen haben, von allen Nietzsche Nahestehenden der schlechthin einzige, der mit Nietzsche nahezu zwanzig Jahre eng verkehrt hatte, ohne sich ein einziges Mal mit ihm entzweit zu haben. Alle andern ohne Ausnahme: Mutter, Schwester, Rohde, von Gersdorff, Fräulein von Meysenbug, von Seydlitz, Deussen, von Stein und wer sonst, Richard Wagner einbegriffen, hier alles in Frage käme, verfügten über keine ununterbrochene Freundschaft, wie sie hingegen für Overbeck einfach als gegeben vorliegt. Für ihn lag kein Grund vor, durch Archivgründungen und andere voreiligen Überschwenglichkeiten ein früheres Unrecht nun nachträglich zu bemänteln und zu übertäuben. Was zum Beispiel Rohde mit gutem Grund veranlaßt haben mag, auf die Anregungen der Schwester mit einem besonderen Entgegenkommen einzugehen, das existierte für Overbeck nicht; er hatte nichts gut zu machen, für wie wenig vollkommen er auch selber seine unermüdlichen Freundschaftsdienste an Nietzsche halten mochte.

Bei der Gründung und Einrichtung des Archivs hat sich Nietzsches Schwester des Rates und Beistandes von Hofrat Max Heinze und Geheimrat Erwin Rohde zu erfreuen gehabt. Nicht zum wenigsten das Interesse dieser beiden anerkannten Gelehrten hat sie in den Stand gesetzt, ihrer Schöpfung den von ihr später mit Vorliebe berufenen wissenschaftlichen Anstrich zu verleihen. Mit dem Verhältnis oder Nichtverhältnis Overbecks zum Archiv brauchte dies von Rechts wegen nichts zu tun zu haben; leider ist dies nun aber, soweit Rohde im Spiele ist, doch der Fall. Frau Förster-Nietzsche hat schon mehrfach Veranlassung genommen, Overbecks Fernbleiben vom Archiv durch den Hinweis auf

Die Gründung
des Nietzsche-
Archivs

Hofrat
Max Heinze
und Geheimrat
Erwin Rohde

vertrauliche Winke des „berühmten Philologen Erwin Rohde“ zu verdächtigen. (Neue Freie Presse, 10. September 1905. „Literarisches Echo“, 1. Dezember 1905.) Die Erklärung, die hierüber einzufordern war, hat ergeben, daß Frau Förster in der Tat sich auf ein handschriftliches, äußerst abschätziges Urteil weniger gegen Overbeck selbst, als dessen Gattin aus Rohdes Feder berufen kann. Damit hat es folgende Bewandnis. Er war ja mit der Schwester im selben Falle: seit Niebische berühmt war, schlug ihnen das Gewissen, ihm früher nicht genug Liebe erwiesen zu haben. Rohde sah in dem schwesterlichen Eifer das harmlose ihm nicht unsympathische Bestreben, hinterher wenn immer möglich Versäumtes gut zu machen; den wissenschaftlichen Aufputz des Niebische-Archivs, dessen Benennung ihm schon auf die Nerven fiel, hat er niemals ernst genommen. Er äußerte sich darüber zu Overbeck in seinen Briefen bald unverhohlen ärgerlich, bald mit derben Späßen. Am 15. Januar 1895 schreibt er Overbeck: „Ich will aber diese mir kostbaren Schriftstücke (Niebisches Briefe an ihn), die sie meinetwegen kopieren lassen mag, durchaus nicht verlieren und etwa dem ‚Niebische-Archiv‘ — auch eine alberne Entfindung — preisgeben.“ Er war einmal im Archiv, 1894 und hatte mit Frau Förster eine Begegnung kurz vor seinem Tode, 1897 in Frankfurt a. M. Das erste Mal hatte er die Tätigkeit von Dr. Kögel gelobt, das zweite Mal sie verurteilt. Da er sah, daß das Archiv nun einmal diejenige Form war, in der Niebische auf die Nachwelt Wirkung ausüben sollte, so mochte er eine nachgiebige Selbstüberwindung seiner auch in ihm vorhandenen Abneigung als eine Förderung von Niebisches Sache betrachten, die ihm zur Bewichtigung auch seiner eigenen in ihm aufsteigenden Reuegefühle gedient haben dürfte. Bei einem solchen Verhalten konnte Rohde allerdings um zwiespältige Empfindungen nicht herumkommen. Er war damals ein schwer kranker Mann und hatte sich selbst nicht mehr ganz in der Hand; so kam es, daß er im Archiv gegen Overbeck und bei Overbeck gegen das Archiv sprach. Er war rettungslos einer beißenden Skepsis verfallen, die alle seine Jugendideale zernagte. Für Niebisches unablässiges Ringen um den Sinn des Lebens hatte er nur noch bittere Worte. Seine Position zum Leben deckte sich mit einem geheimrätlichen Ja-sagen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung durch den Staat — eine Moral, deren Verkörperung ein tüchtiger Schutzmann wäre! (Vgl. O. Crusius, S. 176.) Als Rohde Ostern

Rohdes späteres
Verhältnis zu
Niebische

1894 Nietzsche selbst noch einmal in Naumburg wiedergesehen hatte, war er ganz blaß geworden: (an Overbeck, den 27. Dezbr. 1894): „Zu Ostern, das ist nun auch schon lange her — war ich — auf Bitten der Frau Förster — in Naumburg, um über die Herausgabe des Nietzsche'schen Nachlasses mit zu beraten. Ich sah auch den Unglücklichen selbst: er ist völlig stumpf, erkennt — außer Mutter und Schwester — niemanden mehr, spricht sogar kaum alle Monat einmal einen Satz, war auch körperlich ganz zusammengeholt, schwach und klein geworden, übrigens von gesunder Gesichtsfarbe, kurz, ein tränenerweckender Anblick! Aber er fühlt offenbar nichts mehr, kein Glück und kein Unglück; auf eine schreckliche Art ist er im ‚Jenseits‘ von allem. —“ Kurzum, Rohde fehlte die Voraussetzung, zu dem Schicksal von Nietzsche'schen Nachlaß eine grundsätzliche Stellung einzunehmen, wie das sich für Overbeck von selbst verstand, sobald er seinen bisherigen Anteil an Nietzsche nicht verkümmern lassen wollte; war doch für ihn darin sicher niemals ein Wandel eingetreten, daß Nietzsche's Tun und Wirken ihm der Gradmesser seiner eigenen Überzeugung geblieben war, selbst wenn sie nicht zustimmend lauten konnte. Bei Rohde dagegen mußte jede Sympathieempfindung für Nietzsche sein Urteil über ihn gewissermaßen ausschalten, um Kollisionen zu verhüten. Nietzsche war sein Jugendfreund gewesen, dieses Bewußtsein überwog in ihm, es ließ sich nicht ausreißen, und doch, um hüßend und überschwenglich bei einer Apothese mitzutun, dazu langte es ehrlicher Weise erst recht nicht. Also tat Rohde das ihm einzig noch Mögliche: er ließ es sich ausschließlich Gefühlsache sein, und alles andere ließ er sich gefallen, wie es eben kam. Er fand zwar auch, die Schwester mache zu viel Wesen und ein zu angestregtes Getue aus dem Ganzen; er selbst ließ sich „unendliche Massen von philologischen Hefen“ schicken und sah sie durch, aber — „zur Veröffentlichung Reifes — bei weiten und vielen Ansätzen habe ich nichts gefunden. Ob die schon wissenschaftlichen Philologica in der Gesamtausgabe aufgenommen werden, weiß ich nicht: ich habe eigentlich nicht dazu geraten. Sie nehmen ohnehin viel zu viel auf.“ (An Overbeck 27. Dezember 1894.) Aber wenn auch Rohde sich gegen das Archiv zu einem *laissez aller* bequemt, er tat es, weil er nicht das Recht zu haben glaubte, sich unfreundlich und kritisch gegen die Schwester zu verhalten unter Berufung auf eine Sache, der er nicht treu geblieben war, weil er nun einmal

Nietzsche für
Rohde aus-
schließlich
Gefühlsache.

Nietzsche keine
Sache, nur eine
Person

durchaus nicht an sie glaubte. Sein Entgegenkommen war Höflichkeit, war Nachsicht; aber Zustimmung war es nicht⁶⁷. Sein eigentliches ergreifendes Bekenntnis hat er in den an Overbeck gerichteten Worten niedergelegt (17. März 1895): „Nun ist's eigentlich genug mit den ewigen Blasebälgen um Nietzsches herum. Jetzt sollte man die Ausgabe vollenden, die Biographie meinetwegen machen und dann die Sache für sich selbst wirken lassen. — O Sache, sage ich: es ist aber gar keine ‚Sache‘, sondern es ist nur und völlig nur eine Person, und deren geniale Selbstdarstellung; ich leugne absolut, daß für irgend jemand sonst noch wie für Nietzsche selbst mit seinen Schriften etwas anzufangen ist. Und so ungefähr wird auch wohl Frau Andreas die Sache auffassen, darin hätte sie denn völlig recht. Bemerkenswert im höchsten Grade, aber auf keine Weise fruchtbar: so sind Nietzsches schriftstellerische Effulgurationen. Und mir sind sie aufs tiefste schmerzlich, wo ich auch nur an sie rühre: alte Zeit mit ihren Jugendregungen und dem trüben Reflex, der von da auf diesen meinen unfruchtbaren Herbst fällt, sieht mich daraus an, und überall scheint mir zu tiefster Erregung des Mitleids und der Mittrauer das verzweiflungsvolle Dunkel entgegen, das unter allen Äußerungen und Stimmungen Nietzsches liegt oder mir doch zu liegen scheint, ein Schmerz und eine Trostlosigkeit, gegen die Leopardi heiter und gefaßt ist. Das ist so, auch wo Nietzsche sich selbst heiter scheint und stark und ‚halkyonisch‘ gestimmt. Ich darf diese Sachen gar nicht mehr ansehen, Jammer und Kummer überwältigt mich dabei — —“ Diese Worte verraten Rohdes seelische Depression beim Gedanken an Nietzsche. Er gebärdete sich trostlos und beschwichtigte sich durch die dem Archiv gewährte Gunstbezeugung, um die ihn die Schwester bat. Die Gewissensberuhigung war aber nicht umsonst zu haben; zwar besaß Rohde im Anfang noch die Klugheit, Overbeck nicht selber zu opfern; dafür brachte er es fertig, mit Frau Förster zusammen „chaude gorge“ zu machen gegen die Frau seines Freundes, deren Gastfreundschaft er mehr als einmal angenommen hatte. „Rohde fürchtete nämlich, nach dem Tode Overbecks könne dessen Frau, die meinen Bruder (!), das Nietzsche-Archiv und besonders mich mit Abneigung beurteilt, diese Briefe falsch verstehen, namentlich, wenn die Antworten Overbecks an Nietzsche fehlten. Man muß bedenken, daß Frau Overbeck die sechs Jahre der wirklichen Freundschaft meines Bruders mit Overbeck vor dessen Verhei-

Rohdes Rat
wegen der Briefe
Nietzsches an
Overbeck

ratung nicht kennt und auch später meinem Bruder niemals freundschaftlich näher getreten ist (!!)" Frau Förster will sogar durch ein Handgelübde von Rohde verpflichtet worden sein, Overbeck's Nietzsche-Nachlaß den Händen seiner Frau zu entwinden. („Zukunft" vom 8. Juni 1907, S. 355.) Hinterher wurde sich Rohde bewußt, daß er so nicht hätte handeln dürfen, brachte es aber nicht über sich, an Ort und Stelle zu widerrufen, oder seinen Verrat denen einzugestehen, die er preisgegeben hatte. Er ließ jedoch wenige Monate vor seinem Tode durch seine eigene Frau, die er zu diesem Zwecke nach Basel zu Besuch schickte, Frau Overbeck — ohne nähere Andeutungen, weshalb — um „Vergebung" bitten „für später"! Der Mißbrauch mit seiner Unbesonnenheit, den er befürchten mochte, ist nun reichlich getrieben worden; um ihm wenigstens von nun an Einhalt zu tun, mußten diese diskreten Vorgänge offen dargelegt werden.

Erwin Rohde hat die verehrende Freundschaft des Ehepaares Overbeck und eine Gastfreundschaft, die er so manchmal bei ihnen angenommen hat, verraten. Overbeck und Frau empfingen Rohde zum letztenmal im Sommer 1893, als von den Plänen der Frau Förster noch nichts bekannt war; denn erst im Herbst 1893 wurde durch ihre endgültige Rückkehr nach Europa die Archivgründung überhaupt möglich. Später sahen sie ihn nur noch einmal eine halbe Stunde auf einer Durchreise in Heidelberg; bei diesem flüchtigen Wiedersehen wurde weder von Nietzsche noch von seinem Nachlaß gesprochen, auch zwischen Rohde und Overbeck unter vier Augen nicht, wie Overbeck seiner Frau hinterher ausdrücklich bestätigte. Daß Frau Overbeck bestrebt gewesen sei, ihren Mann von den alten Freunden fern zu halten, ist frei erfunden; Overbeck hat die Briefe, die er mit Rohde wechselte, seiner Frau nie gezeigt. Erst nach dem Tode ihres Mannes hat sie die Korrespondenz zurück und las sie. Wie durfte es Rohde wagen, Overbeck auf eine Linie mit sich selbst zu setzen, als hätte auch Overbeck mit Nietzsche gebrochen und sich ihm vollständig entfremdet! Wie durfte er je der Ansicht sein, Overbeck habe aus Grämlichkeit oder irgendeinem Nihilismus die Förderung von Nietzsches Nachlaß hintertrieben! Das letzte Wort über Nietzsche steht in Rohdes Brief vom 17. Dezbr. 1895; es lautet: „Kürzlich ist ja wieder ein Band Nietzschescher Opera omnia erschienen: Nietzsche selbst würde sich bedanken für dieses Ausschütten seiner unreifen Skizzen und überwundenen Juvenilia. Leben Sie wohl und froh, lieber Freund,

Rohdes Abbitte
an Frau
Overbeck

Der Mißbrauch
von Rohdes
Zeugnis

mit der Ihrigen, und seien Sie herzlich begrüßt von Ihrem E. R.“ Wenn also Rohde zwei Jahre später zu Frau Förster mündlich sich in Feststellungen über eine bei Overbeck eingetretene Apathie oder gar Antipathie gegen Niehsche erging, so hat er frischweg phantasiert. Es war die pure Einbildung, wenn nichts Schlimmeres, Overbeck als den Mann seiner Frau darzustellen; niemals hat im Leben Overbecks seine Frau den Auschlag gegeben. Rohdes Stil war in der „Günderode“ sehr schwach geworden und jemand, der Rohdes Arbeit am handschriftlichen Material hat nachprüfen lassen, bezeichnete mir diese letzte Schrift Rohdes als wissenschaftlich durchaus ungenügend und verfehlt; der Nachweis wird wohl mit der Zeit öffentlich erfolgen. Rohde war vor Overbeck altersschwach, und es wäre milde zu sagen, daß er auch gedächtnisschwach geworden sei (dies als Antwort auf die Darstellung der Broschüre „Das Niehsche-Archiv“ S. 12 und 13). Im übrigen mag Frau Förster durch die an sie gerichteten Rohdebriefe „beweisen“, was ihr beliebt — sicher ist, daß dabei nur Rohde verliert und niemals Overbeck. Als Frau Förster in ihren Schmähartikeln des zweiten Halbjahres 1905 immer wieder sich gegen Overbeck auf Rohde berief, erbat ich mir von Rohdes Sohn, dessen Pathe Overbeck war, Aufklärung, wie sich Rohdes Familie zu einer derartigen Bezichtigung stelle. Herr Dr. med. Erwin Rohde teilte mir darauf bei einem Besuche, den er mir abstattete, mündlich mit, er habe gegen diesen Mißbrauch des väterlichen Namens im Archiv scharfen Protest erhoben. Frau Förster wußte sich aber durch ein Scheinmanöver der Verbindlichkeit jenes an sie gerichteten Briefes zu entziehen und beruft sich seitdem ungehindert auf Rohde wie auf einen rechtmäßigen Zeugen. Frau Förster hat einem Herrn, der mir diese Tatsache zur Verfügung stellt, bei seinem einmaligen Besuche im Niehsche-Archiv die beträchtliche Summe in Zahlen genannt, die sie den Erben Rohdes für die Abtretung der an Rohde gerichteten Niehsche-Briefe bezahlt hat! Dabei ist Mangel an Takt und Feingefühl eine der Hauptsünden, die man im Niehsche-Archiv unliebsamen Gegnern anrechnet. Rohde hat in den achtziger Jahren Niehsche fallen lassen und in den neunziger Jahren unter schweren Selbstanklagen dafür Buße getan; aber zu gleicher Zeit ließ er dafür Overbeck fallen, immerhin nicht ohne durch die bei Frau Overbeck von seiner eigenen Gattin in seinem Namen geleistete Abbitte „für später“ bewiesen zu haben, daß er diesen durch

seine Fahrlässigkeit dem Andenken Overbecks zugefügten Schimpf durch ein ebenso offenes Schuldbekenntnis wieder gut zu machen trachten würde, falls er noch, wie Frau Förster so sehnlich zu wünschen vorgibt, am Leben wäre. Es ist traurig, derartige intime Dinge in einem Buche über Nietzsche und Overbeck zur Sprache bringen zu müssen. Aber die Freundschaft mit Rohde ist für Overbeck ein Lebensgut gewesen, auf das er besondere Stücke hielt und das ihm mit Zweifeln anzutasten, er, der Skeptiker, jedermann leidenschaftlich verwehrt hätte. Ich habe daher festzustellen, daß Nietzsches Schwester selbst an Privatangelegenheiten Overbecks, die sie nicht von ferne etwas angingen, sich vergriffen hat und mit ihren bösen Intrigen eine männliche Freundschaft in den Staub zieht, die nachweislich auch für Rohde bis zuletzt zum Besten und Teuersten gehörte, was er besaß.



Die Gründung des Nietzsche-Archivs in Naumburg will psychologisch begriffen werden. Die allgemeinen Verhältnisse lagen so verlockend wie möglich, eine rationell angelegte und energisch durchgeführte Nietzschepropaganda in Deutschland zu versuchen. Das erste Vierteljahrhundert seit der Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs hatte einen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung gebracht; die Zeitgenossen des „Alten Herrn“ hatten durch Fleiß und Klugheit ein reiches, weltmächtiges deutsches Vaterland geschaffen; die Jubiläen jener unsterblichen Siege rückten heran, ohne daß je ein Krieg die aufbauende Friedensarbeit unterbrochen hätte. Der junge Kaiser kam zur Herrschaft und mit ihm eine neue Ära. Seine Generation pflückte die Lorbeeren der Väter. Man trieb Luxus, man gefiel sich im Prunk und verlangte danach, geschmackvoll zu werden. Das sprichwörtliche deutsche Gemüt und die schwerfällige Innerlichkeit überlebten sich bald; die Schätzung und Überschätzung alles Äußerlichen griff um sich. Der militärische Korpsgeist, mit gerechtem Stolz als die eigentliche Lebenskraft der geeinigten Nation empfunden, infiltrierte das gesamte öffentliche Wesen. Nicht zuletzt wurde die um ihrer Bücherwurmexistenz willen belächelte deutsche Gelehrsamkeit davon ergriffen. Der Betrieb der Wissenschaft streifte seine lederne Haut ab und ließ sich eine geschmeidige wachsen; es hatte damit begonnen, daß, wie Kaiser Wilhelm I. einmal bemerkte, nach dem

Der deutsche
Kultur-
aufschwung der
neunziger Jahre

Kriege für Professoren Gründerpreise bezahlt wurden, — von da an waren Geist und Geld durch einen Bindestrich verbunden; Ehre und Wohlstand feierten Versöhnung. Doch hatte es bei diesem Bestreben, stilvoll und patent zu sein, sein Bewenden nicht. Es zeigte sich das alte Geschick der Deutschen wieder in vollem Glanze, zwar spät, aber nicht zu spät und dafür desto gründlicher, vom Auslande zu lernen. So war fast hundertfünfzig Jahre früher der englischen und französischen Aufklärung die deutsche Aufklärung gefolgt; nun, im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, reihte sich dem französischen, skandinavischen und russischen Naturalismus der deutsche Naturalismus an. Er kam als Sturmflut und brausende Jugend. Nach zwölf lauten Kampfjahren ist er heute überwunden und historisch geworden; seine besten Führer aber, Gerhard Hauptmann und Richard Dehmel, stehen, noch nicht fünfzig Jahre alt, in voller Manneskraft unter uns da. Was bedarf es eines weiteren Zeugnisses, daß diese Bewegung eine Sache der Jugend war?

Die jugendliche
Zukunfts-
hoffnung 3

Damit war die Voraussetzung gegeben für das elementare Auslodern von Nießsches Ruhm. Wer eignete sich besser, eine Zeit in Gärung zu versetzen, die ein Raub der Jugend geworden war und die Signatur der ausgesprochensten Jugendkunst, der Lyrik, trug, als er, dessen Philosophie ein einziger, ungeheurer Lyricismus war? Damit hing ein zweites zusammen. Der Geist der Jugend ist Hoffnung und Sehnsucht; ihr Bestes hat sie erst noch vor, sie ist mit ihren Träumen und Erwartungen ganz und gar auf Zukunft gestellt. (Oder ist es von ungefähr, daß zwei tonangebende Zeitschriften der deutschen „Moderne“ Zukunft und Jugend als Titel führen?) Wie der Wind nun einmal stand, kam dieser vorwärts drängende Zeittrieb besonders und bis zur Karikatur drastisch in der modernen Theologie zum Vorschein. Als Overbeck sie sich näher ansah, fiel ihm an ihr das geräuschvolle Promessenwesen unangenehm auf, die prophetisch sich gebärdenden Verheißungen einer nahen irdischen Messianität, die Vertröstung auf einen womöglich deutsch-nationalen Gottesknecht, der demnächst, sei es im Arbeiterkittel, sei es als Reichskanzler, sei es als Generalfeldmarschall, jedenfalls aber in einer streng modernen Modeausrüstung, dem neuen Reiche als Gesalbter des Herrn das Heil bringen werde. Derartige Phantastereien einer „toll gewordenen Philisterei“ — (dies Overbecks Ausdruck) — ließen ihn an Nießsche denken, der sich über die unerträglichen

Verlegenheiten des Augenblicks nur durch die feierlichen Ewigkeitsausflüchte Zarathustras hinwegretten konnte. Doch würde Nietzsche bei dieser Parallele zu kurz kommen, wenn man ihn nur zur modernen Theologie, an der er wahrhaftig mehr als unschuldig ist, und nicht vielmehr zu der modernen Gesamtströmung in Beziehung setzen wollte, von der jene ja nur ein kaum ernst zu nehmender, drolliger Auswuchs ist.

Der deutsche Kulturradikalismus der neunziger Jahre stellt sich in allen seinen Auswirkungen als eine Studenten- und Artistenbewegung dar. Es war schlecht und recht ein deutscher Jugendstreich mit vielfacher Jugendeselei, doch ohne jeden Altersblödsinn. Diese Jugend ließ sich von Nietzsche faszinieren, weil sie sich als die Erfüllung seiner Prophetenträume vorkam; es war vor allem die Eitelkeit im Spiele, die Übermenschen wirklich zu sein, die er gefordert hatte. So ist es gekommen, daß Nietzsche „Mode“ wurde und eigentlich bis auf den heutigen Tag die Sensation seiner Wirkung sich noch nicht zu dem tiefen und ernstesten Verständnis abgeklärt hat, in dem allein er sein Genügen gefunden haben würde. Warum Nietzsche von der jungen Generation als der ihrige in Anspruch genommen wird, ohne doch ihr eigentlich schon anzugehören und ihr Eröffner zu sein, hat Arthur Möller-Bruck gut auseinandergesetzt (Die moderne Literatur, S. 55): „Der neuen Anschauung von Welt, Leben und Individuum, die Nietzsche, der Kulturprophet, etwas zu sonnig in die düsteren Wolken seinerzeit gemalt hatte, wurde bald ihr phantastischer Zukunftscharakter genommen: gegen Ende der achtziger Jahre wuchs eine Generation herauf, deren Blut nach der veränderten Gesetzmäßigkeit bereits zirkulierte — wenn auch unregelmäßig, stoßend, oft den gesunden Herzschlag aussetzend. Diese Generation brauchte alles, was sie fühlte, nicht erst mühsam zu beweisen, intellektuell vor sich selbst zu rechtfertigen. In ihrem ursprünglichen, wenn auch aus Naivität und Raffinement ganz seltsam und unproportional gemischten Empfinden, waren schon jene geistigen Hemmnisse weggeräumt, über die ein Nietzsche nur fort konnte, wenn er die Augen schloß, und einen waghalsigen Salto mortale in die jenseitigen Gefilde Zarathustras schlug. Freilich: ein wenig gewollt, posiert und dadurch komisch, wirkten die neuen, diese geborenen Übermenschen schon! Aber sie besaßen immerhin das, was der mächtigen Promethidennatur ihres Vorkämpfers gerade am meisten gefehlt hatte: Jugend! Eine Kraft

Die Studenten-
und Artisten-
bewegung der
neunziger Jahre

Der große
Unfreie — die
europäische
Zukunft

lebte in ihnen, die sich reell, nicht nur ideell zu betätigen suchte; und rang sie künstlerisch nach einer Auslösung, so war es, mehr als bei Nietzsche, das Wesen der Dinge, das sie darzustellen unternahmen, — nicht deren gedanklicher Sinn! Diese Kraft war überschäumend, trotzig, rebellisch. . . Wenn es Not tat, konnte sie auch einmal brutal werden. Sie zu brechen, war unmöglich. Höchstens konnte man sie bändigen; doch schlug sie sich — nach dem warnenden Vorbild Nietzsches — niemals selbst in die eigenen Fesseln irgend einer fixen Idee. Der große Unfreie, Unzeitgemäße hatte sich an seine Lehre vom Kommenden, noch nicht Tatsache Gewordenen mit so zäher, verzweifelter Angst geklammert, weil er an ihren utopischen Wert innerlich gar nicht glaubte. Der jungen Generation war die europäische Zukunft eine Selbstverständlichkeit! — Oh! diese Zukunft: diese Ära des psychologischen Verständnisses aller Erscheinungen und der daraus resultierenden Selbstfreiheit und Lebensanschauung und Lebensbetätigung. Sie glaubte an eine Epoche sinnlicher und vor allem geistiger Vollkultur so rührend fest, daß ihr der leiseste Zweifel wohl die einzige Sünde schien, die man überhaupt noch begehen konnte: morgen, spätestens übermorgen mußte ja das feurige Strahlenrad des erwarteten Tages am Horizonte aufgehen und das trübe stickige Nebelgrau der Gegenwart zerbrechen.“ So lag das Verhältnis der Jungen zu Nietzsche so, daß sie sich als die Erlösenden fühlten, stark und hilfreich genug, den gefesselten Prometheus zu befreien. „Promethidenlos“ nannte Gerhard Hauptmann instinktiv sein Jungfernerwerk. Es ist das Gegenteil eines Epigonengefühls, was Nietzsche den Stürmern und Drängern der neunziger Jahre einflößte. Die Möglichkeit einer kultähnlichen Verehrung war unter den günstigsten Bedingungen gegeben; es bedurfte nur einer festen Stätte — die Andacht, um einen Tempel zu erfüllen, war da.

Die Rettung des
Prometheusfeuers
auf einen Turm



Richard Dehmel hat das Verdienst der Schwester um Nietzsche dahin gedeutet, sie habe das Feuer, das der Prometheus in unsere Zeit getragen, auf einen Turm gerettet. Dieser ideale Gedanke mag bei der Archivgründung mitgewirkt haben; maßgebend war er nicht. Nach der Wendung, die ihre eigenen Schicksale genommen hatten, öffnete sich ihr der willkommenere Ausweg, sich der Sache des Bruders anzunehmen. Ihr Gatte war

plötzlich aus seinen aufreibenden kolonialisatorischen Unternehmungen hinweggerafft worden; die Kolonie Neu-Germanien löste sich auf oder ging in andere Hände über. Frau Förster hatte ihre Energie in der Leitung einer großen praktischen Organisation betätigt; nun mochte es sie gelüsten, ihre bewährte Regententüchtigkeit dem Andenken ihres Bruders zugute kommen zu lassen. Die Verwaltung der Autorrechte durch sie — da die alte Mutter in der Pflege des Sohnes aufging — eröffnete ihr ein neues Wirkungsfeld. Sie nahm die Zügel in feste Hände.

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Die
Aushändigung
des Nachlasses
durch Gast

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Die Vorkenntnisse
der Schwester

Umgekehrt lag dem Vor-
gehen der Schwester kein kleiner Plan zugrunde. Es wäre
auch Unrecht, zu behaupten, sie sei in der Fürsorge um
Manuskripte ihres Bruders völlig Neuling gewesen. Er
hatte ihr seine Homerrede gewidmet auf Weihnachten 1869 mit
den Worten: „Meiner teuren und einzigen Schwester Elisabeth
als der fleißigen Mitarbeiterin auf den Stoppelfeldern der Phi-
lologie.“ Zehn Jahre später, bei dem Abbruch der Basler Zelte,
rettete sie eine Anzahl Notizhefte und Konzeptbücher, die der
Bruder verbrennen wollte. Diese von ihr heimlich aufbewahrte
Manuskriptkiste gab gewissermaßen den Grundstock des Ar-
chives ab. Am 7. Oktober 1892 schickte Overbeck auf Aufforderung
des Vormundschaftsgerichts an Frau Pastor fünf Kisten
Nietzschescher Bücher und Manuskripte, die bei ihm dreieinhalb
Jahre in Verwahrung gestanden hatten, nach Naumburg ab.
Wie hatte er sich zum Archiv zu stellen?

Von Natur schon behutsam und vorsichtig geartet, kannte er
außerdem Nietzsches Schwester und Nietzsches Meinung von ihr
viel zu genau, als daß er sich gegen die überstürzten Unterneh-
mungen von Frau Förster hätte anders verhalten dürfen, als
warnend und zuwartend. Man identifiziert jetzt immer Nietzsche

und seinen Nachlaß mit dem, was die Schwester aus beiden gemacht hat, und versäumt, die unerläßliche Unterscheidung vorzunehmen, die jedenfalls für Peter Gast und Overbeck zu Anfang der neunziger Jahre als eine elementare Tatsache empfunden wurde. Overbeck hatte nicht einmal Abneigung gegen das Archiv empfunden, solange er anzunehmen Grund hatte, es handle sich um eine eigentümliche Ausdruckgebung hüßender Schwesterliebe. Sein ganzes Unrecht, das er dem Archiv antat, faßt sich in die immer wiederholte Bitte zusammen, es möchte ihm doch gestattet werden, nichts damit zu tun zu haben. So lag allerdings ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Frau Förster und Overbeck gegeben vor, zumal ein solcher auch, wenn auch gelinder, zwischen Tochter und Mutter damals bestand und Frau Pastor N. in fortgesetzten Briefen an Overbeck ihr Herz auszuschütten pflegte. Es fehlte nicht an Versuchen einer Annäherung zwischen Nietsches Schwester und Overbeck; aber ohne Erfolg — die Meinungsverschiedenheiten beruhten zu sehr auf grundsätzlichen Differenzen ihrer Naturen, und so stellte sich denn im Laufe der Jahre bei aller Wahrung der äußeren Form die Entzweiung zwischen Schwester und Freund mit zunehmender Schärfe und Härte heraus.

Unüberbrückbarer
Gegensatz
zwischen Frau
Förster und
Overbeck

Die grundsätzliche Notwendigkeit an diesem Zwiespalt zwischen Schwester und Freund ist deshalb mit allem Nachdruck an die Spitze zu stellen, als immerhin Frau Förster-Nietsche in bester Absicht ernstliche Versuche unternahm, sich Overbecks Beistand und Mitwirkung zu sichern. Ihre Kritik von Gasts Tätigkeit entbehrte keineswegs der tatsächlichen Begründung; ihren Aussagen konnte sich ein so methodischer Gelehrter wie Overbeck nicht völlig entziehen. Wenn er dennoch mit der massiven Art, wie Gast mit einem Mal aller seiner Befugnisse entsetzt wurde, nicht einverstanden war, so geschah es in der Annahme, daß auch der begabteste Neuling nicht imstande sein könne, den unvergleichlichen Vorschuß an persönlicher Fühlung mit dem Gegenstande, dessen Gast sich rühmen durfte, irgendwie einzuholen. Übrigens zog sich bei Gasts konzilianter Natur und bei der Macht der gemeinsamen persönlichen Erinnerungen, die sie verband, die eigentliche Entzweiung noch bis zum Frühjahr 1894 hinaus. Gast war von seinem ihn verdrängenden Nebenbuhler Kögel entzückt und beglückwünschte die Schwester mit den Worten: „Wo haben Sie nur diesen prächtigen Menschen aufge-

funden!“ Auch ging der Winter noch mit Beratungen der Organisation und äußern Einrichtung vorbei: „Ich lasse jetzt so nette Schränke machen, oben in den Abschlußverzierungen soll man die Tiere des Zarathustra finden: Adler, Schlange und Löwe“ — schrieb die Schwester an Overbeck, nachdem sie ihm schon vorher als ihre Absicht bezeichnet hatte: „Einen Areopag von Freunden einzuberufen und mit denen erst zu beraten, in welcher Weise die ganze Ausgabe zu machen sei.“ Ihr Bruder solle überhaupt nicht herausgegeben werden; in dieser Hinsicht habe sie immer schon die Schopenhauerausgabe geärgert. Nur Niebhsches Name und niemand anders solle genannt werden; etwaige Mitteilungen sollte die Verlagsbuchhandlung machen. Für die Anordnung solle die chronologische Reihenfolge maßgebend sein; vor allem sei es ihr anstößig, polemische Einleitungen vorgedruckt zu finden. — Niebhsche habe geistige Bäder perhorresziert: „An und für sich sind ja diese Vorreden vorzüglich, das beste, was über Niebhsche existiert; aber sie stehen so ganz an der verkehrten Stelle.“ Welches Gegenspiel von Meinungen Overbeck bei diesen an ihn gerichteten Aussprachen zu hören bekam, dafür sind zwei Briefstellen zu konfrontieren;

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908
ist hier der Text gekürzt worden*

Dazu schreibt Frau Förster, den 20. November 1893: „Ich bin früher gewiß keine Freundin von Lou gewesen (zuweilen ändert man sich); aber eine solche Polemik gegen sie, dicht neben dem Werke meines Bruders, ist doch gerade, als ob man das ganze Geräusch des Werktags in einer feierlichen Bergeshöhle zu hören bekommt. Ich will überhaupt keine Polemik und keinen Gedankenführer in der Ausgabe selbst, darin stimmen alle erfahrenen Menschen mit mir zusammen. Gerade bei Niebhsche macht es den schlechtesten Eindruck.“ Nachdem nun im Frühsommer 1894 Gast endgültig von jeder Mitarbeit ausgeschlossen worden war, meldet Frau Förster an Overbeck den Stand der Dinge wie folgt: „Die Vorbereitung zur Gesamtausgabe geht, seitdem sich nun wirklich der ausgezeichnete Herr Dr. Kögel, nach ziemlich schweren Kämpfen mit den Wünschen seiner Anverwandten, ganz frei dafür gemacht hat, wundervoll vorwärts. Er ist ein wahr-

haft eminenter Geist; die Herren des Goethe-Archivs, mit denen wir jetzt die liebenswürdigsten Beziehungen pflegen, sagen mir beständig über seine wirklich hervorragende künstlerische und wissenschaftliche Begabung die allerschmeichelhaftesten Dinge. Sein zeitweiliger Vertreter, Herr Dr. Zerbst, war auch ein netter Mensch, aber weder in Herausgeberangelegenheiten, noch in philosophischer Hinsicht wußte er Bescheid, während Dr. Kögel eben alles kann."

Der äußeren Organisation nach wurden Zweck und Praxis der Weimarer Dichterarchive in Naumburg auf einen kaum fünfzigjährigen Künstlerphilosophen angewendet, dem die unheilbare Gehirnkrankheit die Schöpferhand vorzeitig lähmte. Die Bezeichnung Nietzsche-Archiv gibt diese Nachahmung ausdrücklich zu. Um sich mit ihrer Person desto nachdrücklicher einsetzen zu können, erwarb sich die Schwester bei der zuständigen Verwaltungsbehörde das Recht, fortan den Doppelnamen Elisabeth Förster-Nietzsche zu führen. Da es sich vor allem darum handelte, Nietzsches Namen öffentlich zu „machen“, war um das Beispiel von Bayreuth nicht herumzukommen, nur war, um einen Wettbewerb aufnehmen zu können, eine Lücke zu erspähen, wo sich für eine originale Kulturaufgabe ein neuer Spielraum bot. Was lag näher, als an Nietzsches Vorliebe für französischen Geschmack und das damit verbundene Artisten- und Ästhetenwesen anzuknüpfen? Frau Förster fühlte sich berufen, eine Unterlassungssünde von Bayreuth zu sühnen. Sie hat ihr Programm unmißverständlich dargelegt (Biographie II, S. 889): „Wir dürfen nicht vergessen, daß der geistige Geschmack der Deutschen in den siebziger und achtziger Jahren wirklich in jeder Hinsicht etwas plump und schwerfällig geworden war. Ich glaube, der Sieg, das beständige Hurrafschreien, Biertrinken und Selbstbewundern war den Deutschen nicht gut bekommen. Die Zeit vor den Kriegen und Siegen war geistreicher, und erst die neunziger Jahre haben an die alte Tradition wieder angeknüpft. Vielleicht, daß der anfangs verborgene, dann nachweislich immer mächtigere Einfluß des Nietzsche'schen Geistes auch in literarischer und künstlerischer Hinsicht diese tiefgehende Wandlung mitgeschaffen hat. Was aber nun gar den Geschmack in Einrichtung und Kleidung in der damaligen Zeit betrifft, so haben wir deutschen Frauen alle Ursache, auf jene Zeit mit Erröten und Beschämung zurückzublicken. Frau Cosima zeigte sich damals in vielen Dingen dem

Die Kulturaufgabe des Archivs

deutschen Geschmack überlegen. Wenn sie heute nicht mehr für den Hort des guten Geschmacks gelten kann, so liegt das nur daran, daß Bayreuth in seiner damaligen Geschmacksrichtung stehen geblieben ist und sich gegen die große artistische Weiterentwicklung Deutschlands verschlossen hat. —“ Seit der Übersiedelung des Nietzsche-Archivs nach Weimar ist aus Nietzsches Kranken- und Sterbehaus allerdings eine Art Parkett für die ästhetische Elite Deutschlands und zum Teil auch des Auslands geworden. Freundschaftliche Beziehungen zu naturalistischen und symbolistischen Dichtern und Malern, besonders aber zu den Führern der kunstgewerblichen Bewegung taten das ihre, um das Archiv in den Ruf einer europäischen Kulturstätte zu bringen.

Dr. Fritz Kögel



Frau Förster erntete auch da kaum ihre eigene Saat. Ihr Gewährsmann und Eideshelfer der ersten vier Archivjahre, Dr. Fritz Kögel, kam ihr keineswegs nur als Herausgeber gelegen. Er war ein ungewöhnliches, auf die große Fläche hin angelegtes Talent, und eine solche lebendige Vielseitigkeit war es gerade, was Frau Förster brauchen konnte. Kögel, der älteste Sohn einer kinderreichen Pastorenfamilie, ein Nefte des Oberhofpredigers Rudolf Kögel, ist nach seinem mit vierundvierzig Jahren erfolgten Tode als fruchtbarer Liederkomponist bekannt geworden; besonders zu Texten Nietzsches und Dehmels ist ihm eine modern differenzierte Musik von strömender Melodie und packender Charakteristik gelungen. Außerdem war er ein geistreicher Schriftsteller und, was dem Archiv besonders zu statten kam, durch seine Unterhaltungskunst und sein Klavierspiel ein bezaubernder Gesellschaftsmensch. Überdies Reserveoffizier!

Overbeck bemerkte einmal, Frau Förster habe aus dem reichlich frühzeitigen Tode einer Anzahl wichtiger Gewährsmänner weidlichen Vorteil gezogen; ein gutes Stück ihrer Biographie sei vom Kirchhof aus geschrieben! Außer seinem eigenen ist besonders das Andenken von Dr. Rée und Dr. Fritz Kögel von dem Umstande gefährdet worden, daß sie für immer verstummt sind und sich selber nicht mehr wehren können. Einer Ehrenrettung Kögels, die aus seiner handschriftlichen Hinterlassenschaft heraus zu erfolgen hätte, soll hier nicht vorgegriffen werden. Aber einiges ist unbedingt schon jetzt zu sagen. „Also noch eine Puppe mehr, die Frau Dr. Förster in der Unterwelt zur Verfügung ihrer Künste

hat!" schrieb Overbeck, als ihn über der Lektüre des Schlußbandes der Biographie die Nachricht von dem jähen Tode Dr. Kögels erreichte. Auf einem um Jahre früheren Blatte hatte er sich notiert: „Auf jeden Fall hat sich Fr. Kögel als Herausgeber der Werke Nietzsches große Verdienste erworben. An Versehen und Mißgriffen hat es auch nicht gefehlt. Der schlimmste und fundamentalste war die Stellung, in die er sich als Herausgeber zu seinem Vorgänger Peter Gast durch Frau Förster drängen ließ. Meine Meinung darüber hatte ich in einem langen Briefe an Herrn Dr. Zerbst nach Jena im Jahre 1894 auszuführen Gelegenheit.“ Das Doppelspiel, das Overbeck befürchtet hat, ist vom Archiv aus denn auch schon gründlich getrieben worden. Neuestens (S. 43 ihrer Broschüre) mißt Frau Förster für alle mangelhaften Einrichtungen und Unordnungen bei der Archivgründung „ganz allein die Schuld“ Kögel bei: „er wurde, vielleicht durch seine wirklich vorhandene leidenschaftliche Verehrung für Nietzsche veranlaßt, von einer Art Manie befallen, sich in den alleinigen wissenschaftlichen Besitz des literarischen Nachlasses meines Bruders zu setzen, damit er der einzige wäre, der Auskunft zu geben vermochte, und außerdem auch, damit etwaige Fehler seiner wissenschaftlichen Arbeit durch niemand sonst festgestellt werden konnten. Aus diesen Gründen versuchte er, durch unerfreuliches, kränkendes Benehmen Dr. E. von der Hellen die Freude an der Arbeit zu verderben und ihn aus dem Nietzsche-Archiv hinauszudrängen.“ Aber selbst Frau Förster muß zugeben: (S. 43/44): „Er war ungewöhnlich begabt und besaß ein bewunderungswürdiges Organisationstalent, so daß er mir bei der Einrichtung des Nietzsche-Archivs vorzügliche Dienste geleistet hat. Sein ausgezeichnetes Verständnis für die Persönlichkeit meines Bruders mußte von jedermann, auch von seinen Feinden anerkannt werden. Noch heute gilt das, was er über Nietzsche geschrieben hat, als durchweg richtig und gut, so daß ich ihn mit Vorliebe zitiere. Die Schwierigkeiten, die er mir im allerhöchsten Maße bereitet hat, stammten aus jener oben erwähnten fixen Idee und sehr mangelhaftem Fleiß bei der Ausführung der Arbeiten.“ Was diesen letzten Vorwurf der Trägheit betrifft, so bin ich in der Lage, ihn durch ein sehr einwandfreies Zeugnis, nämlich aus „Seindes“ Munde, zu entkräften;

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908
ist hier der Text gekürzt worden

„Ein
bewunderungs-
würdiges
Organisations-
talent“

Kögels Fleiß

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Mit diesem freimütigen
Urteile bekennt Gast freilich sein Unvermögen, den Kampf um ein
geschichtliches Nietzschebild mit der nötigen Härte und Freiheit
zu führen.

Dem Umstand, daß Frau Förster ihre Beamten alsbald in den Bann ihrer persönlichen Vorurteile zwang, ist auch die gehässige Art der Abrechnung mit Kögels wissenschaftlicher Tätigkeit zuzuschreiben, wie sie ihm nach seinem Ausscheiden vom Archiv noch als Quittung nachgesandt wurde in der Broschüre Ernst Horneffers, „Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung“ Leipzig 1900. Wenn auch sachlich diese Kritik angebracht sein mag, insofern sie das von Kögel den Lesern zur Verfügung gestellte Material als wertlos enthüllte und die erste, ein wissenschaftliches Urteil ermöglichende Zubereitung des Wiederkunftstoffes bedeutet, so hat doch Ernst Horneffer sich zu einer bedauerlichen und bei dieser Stärke seines Verdiktes ungerechtfertigten Verallgemeinerung hinreißen lassen, wie er selbst gesteht unter dem Einflusse des Hasses, von dem damals Frau Förster gegen Kögel beherrscht war; er erhebt (S. 60) geradezu den Anspruch, Kögel als „wissenschaftlichen Charlatan“ entlarvt zu haben, von den sonstigen beleidigenden Bausch und Bogen-Vorwürfen zu schweigen. Davor ist Kögel unbedingt in Schutz zu nehmen; daß er sich bei der herausgeberischen Bearbeitung von Nietzsches Schriften in weitgehendem Maße gegen die Grundsätze der philologischen Methode vergangen hat, hätte er wohl selber eingeräumt; aber es ist unrichtig, aus diesen Verstößen zu folgern, Kögel habe überhaupt kein wissenschaftliches Verhältnis zu Nietzsche besessen. Die Wahrheit ist, daß Kögel im divinatorischen Aufgreifen der für eine richtige Nietzscheauffassung entscheidenden Momente wirkliches Geschick bekundet hat. Er hat die Tragweite von Nietzsches Erstlingschrift als einer programmatischen Vordeutung seines gesamten Lebenswerkes voll erkannt und, was noch mehr heißen will, die nur oberflächliche und provisorische Natur von Nietzsches aphoristischem Wesen durchschaut. Frau Förster teilt (im Anhang ihrer Broschüre S. 75—78) eine Denkschrift aus der Feder Kögels mit „Friedrich Nietzsches Arbeitsweise“, die Kögel mit folgender Ausführung schließt: „Daß er aber im untersten Grunde nie aufgehört hat, den Aphorismus, so sehr der Künstler ihn zu einer „Form der Ewigkeit“ umschuf, als einen Notbehelf für den Denker anzusehen, beweist die Tatsache, daß er, sobald im Laufe der achtziger Jahre sein Leiden sich milderte, zur literarischen Form seiner ersten Zeit zurückkehrt. Er dichtet den Weltbau des „Zarathustra“, den komische Wortklauberei und

Kögel kein
„wissenschaft-
licher Charlatan“

Kögels divina-
torische
Begabung für
das Nietzsche-
problem

Brillenträger für aphoristisch halten, weil er in Spruchform geschrieben ist; er verfaßte das „Jenseits“, dessen einzelne Abschnitte sich zusammenhängender Gedankenentwicklung bedeutungsvoll nähern, bisweilen sie ganz erreichen, — gab in der „Genealogie der Moral“ das Muster einer streng entwickelten Abhandlung und würde nach den „Seitensprüngen“ des übrigens scharfsinnig disponierten „Fall Wagner“ und der „Götzendämmerung“ in der „Umwertung“, von der alle diese Schriften nur Seitensprünge und Erholungen waren, einen großen streng gegliederten Bau aufgetürmt haben. Die Tatsachen richten sich nicht nach den Apercus der Feuilletonisten und Polemiker: für das heute noch landläufige Axiom von der aphoristischen Grundnatur des Nietzscheschen Denkens lassen sich aus der Form einiger Schriften keine Stützen entnehmen; und die aus allen seinen Aufzeichnungen abzulesende Arbeitsart deutet auf das Gegenteil. Die Schulphilosophie versucht es immer wieder, alle Gegner der unehrlicher Systematik als lendenlahme Aphorismatiker zu verschreiben.“ Ernst Horneffer wird sich, wenn er billig denkt, dem Eingeständnis nicht entziehen dürfen, durch Kögel hier klar und deutlich einen Gedanken vorgetragen zu finden, nämlich den von Nietzsche dem Synthetiker, den er, Ernst Horneffer, als einen Leitgedanken für die Erforschung Nietzsches aufgestellt hat und der ihm zum Pfadfinder für seine Antichristhypothese geworden ist, derselben Hypothese, die durch ein authentisches Nietzsche-Zitat aus Kögels hinterlassenen Archiv-Notizen eine glänzende Bestätigung erfahren hat. (Vgl. S. 173 dieses 2. Bandes sowie Anmerkung 57.) Es steht daher zu hoffen, Ernst Horneffer werde bei sich bietender Gelegenheit den Ton, den er damals in der verfangenen Luft des Archivs gegen Kögel angeschlagen hat, noch viel nachdrücklicher bedauern, als er dies bereits getan hat. Sollte nicht allein schon die Solidarität eines ähnlichen Schicksals bei noch so weit auseinanderstrebender Neigung und Begabung alle Männer, die sich mit Nietzsches Schwester um Nietzsches willen verfeindet haben, untereinander zusammenschließen? Wenigstens hat Overbeck, dem der ihm persönlich nicht bekannte Dr. Kögel aus verschiedenen zum Teil wohl durch Mißverständnisse hervorgerufenen Gründen nicht eben sympathisch war, ihm ein aufrichtiges Interesse bekundet, als „Zeugen gegen Frau Dr. Förster als Biographin ihres Bruders“. Kögel war gleich nach den ersten Monaten seiner Archivtätigkeit von der geheimen Angst

in Atem gehalten: Um Gottes willen, in was für Händen ist da Nietzsche! Dieselbe Seelenenttäuschung machten um Jahre später, als die Reihe an ihnen war, nach ihren Andeutungen zu schließen, die Gebrüder Horneffer durch.

Einem Manne wie Fritz Kögel wird man überhaupt nicht gerecht werden, wenn man seine innere Stellung zu Nietzsche ausschließ-lich an seinem wissenschaftlichen Verhältnis zu ihm mißt. Schlösse man aus Ernst Horneffers Verurteilung ins allgemeine zurück auf Kögel den Menschen, so wäre dieser ein nicht unbedenklicher Glücksritter gewesen. Das war aber Fritz Kögel ganz sicher nicht. Er war freilich alles andere als schwerfällig. Kögel gehörte offen-bar zu den Individualitäten, mit denen man die unerschöpfliche Reichhaltigkeit des deutschen Volksschlages belegen kann; ihm scheint alles sprichwörtlich Deutsche, alles Pedantische und Doktri-näre gefehlt zu haben. Als ein ungewöhnlich Begabter aus der jungen Generation erscheint er uns wie eine Verkörperung des Im-pressionismus; er hat deshalb wahrlich nicht schlecht zu einem Ver-treter ex officio für Nietzsches Denk- und Lebensweise getaugt. Jedenfalls hat er voll im Leben mitten drin gestanden. Kaum hatte er seinen philosophischen Doktor gebaut, so schied er sein Leben gewissermaßen zwischen Kunst und Handwerk. Außer den paar Jahren im Nietzsche-Archiv stand er vorher und nachher im Dienste ausgesprochen industrieller Unternehmungen, zuletzt in den kunstgewerblichen Werkstätten von Schulze-Naumburg. Seine Gedichtsammlungen „Vor humana“ und „Gastgaben, Sprüche eines Wanderers“ sind die Früchte seiner Mußestunden aus früherer Zeit, als sein Trieb nach Gestaltung sich noch dichterisch äußerte. Mit vierunddreißig Jahren komponierte er sein erstes Lied und konnte noch zehn Jahre diesem neuentdeckten Schaffen huldigen. Er starb im Jahre 1904, vierundvierzig Jahre alt. Seine über hundert Lieder werden in Sängerkreisen sehr geschätzt; es scheint ihnen eine Zukunft beschieden zu sein.

Kögel's
Vielseitigkeit



ie stand es nun mit dem religiösen Einschlag, nachdem sich das Archiv so unzweideutig zu einem weltmännischen Hofstaat entwickelt hat? Daß man, wenn man unter sich war, mit der Christusparallele in aller Naivität kokettierte, steht fest; die Rollen der Apostel wurden verteilt, und auch um die Madonna war man nicht verlegen! Im Leipziger Kreis, der sich zwanglos um Gast gruppiert hatte, herrschte Weichheit und Neigung zum Nachgeben vor. „Es wäre schön, wenn der Pantheismus wahr wäre!“ reflektierten diese Nietzschejünger; es war ihnen doch unbequem, Nietzsche in alle seine Unerbittlichkeiten hinein folgen zu müssen. Von ihnen unterschied sich Kögel; er brauchte nicht zu unterhandeln; er war eine Kraftnatur, ein gerade gegliedertes Kind der jungen Stürmergeneration. „Er lebte Nietzsche, ungebrochen und antik, und hätte kaum anders gelebt ohne Nietzsche“: — so lautete die Charakteristik seiner feinen, klugen Gattin († 1906). Das Literarische war an ihm äußerliche Zutat; sein Verständnis für ein öffentliches Religionsbedürfnis bestritt er aus seinen stramm protestantischen Instinkten — im übrigen hätte Nietzsche wohl seine Freude an ihm gehabt; was auch an Kögel auszusagen sein mochte, ein Dekadent war er nicht. Es ist bezeichnend, daß sein Nachfolger Dr. Rudolf Steiner wurde — damals noch nicht, aber später ein Führer der deutschen spiritistisch-theosophischen Bewegung. Eine Ergänzung ins Mystische vertrug sich wohl mit einem Studium des Wiederkunftslehrers, obwohl Steiner in seiner Nietzschestudie diese Untergründe hartnäckig leugnet. Mehr als das: sie ergab sich gewissermaßen von selbst aus dem „wundersamen Gefühl, daß — während wir unten im Hause uns mühten, seine handschriftlichen Schätze für die Welt übersichtlich zu ordnen — er auf der Veranda über uns in feierlichem Schauen, unbekümmert um uns, gleich einem Gott Epikurs thronte. Wer Nietzsche in dieser Zeit gesehen hat, im weißen faltigen Gewand halb liegend zurückgelehnt, mit dem Blick des Brahmanen aus weitgeschnittenem, tiefliegendem Auge unter buschigen Brauen hervor, mit dem Adel seines rätselhaft fragenden Gesichtsausdrucks und der löwenhaft majestätischen Haltung seines Denkerhauptes, — der hatte das Gefühl, als ob dieser Mann nicht sterben könne und sein Auge auf der Menschheit und der gesamten Erscheinungswelt in alle Ewigkeit hinaus so und in solcher unergründlicher Hoheit ruhen werde.“ (Briefe I, 1900. IV.)

„Ein Gott
Epikurs“

Doch trifft diese Schilderung Gasts erst für die Weimarer Periode des Archivs zu. Durch bauliche Veränderungen war erst das Erdgeschoß im mütterlichen Hause Weingarten 18 in Naumburg anfangs 1894 zum provisorischen Arbeitsraum für das Archiv eingerichtet worden. Frau Pastor U. schreibt Overbeck am 29. März 1894: „Eine gute Idee war es auch von meiner Tochter, daß unten aus zwei Zimmern ein großes (wie oben) gemacht worden ist, wo jetzt alle Besuche empfangen werden, denn man hört dort unsern Geliebten gar nicht. Es birgt unseres geliebten Kranken Lieblingsbibliothek und alle Erinnerungen und ist mit der köstlich gelungenen, sehr vergrößerten Photographie seines Ihnen auch bekannten Bildes geziert. . .“ Da aber die Archivleiterin, um ihren Beamten den nötigen Raum zu gönnen, oben in der Wohnung arbeiten mußte, was mancherlei Übelstände mit sich brachte, so erfolgte bereits im Laufe des Sommers die Übersiedelung in eine eigene Naumburger Wohnung. Die Mutter erzählt Overbeck (11. Oktober 1894): „Das neueste ist, daß meine Tochter mit dem Archiv, wofür der Platz nicht gut ausreichte, nicht weit von uns, ein eigenes Heim gegründet hat und es somit viel zu schaffen gab, da sie den größten Teil ihrer Einrichtung (sie hatte doch damals viel von dem Basler Haushalt übernommen) unserem Häuschen entnahm und somit das damals zum Archiv vergrößerte Zimmer jetzt zu den Spaziergängen meines Sohnes Verwendung findet. War ich auch keineswegs einverstanden mit dieser Trennung, so muß ich es doch jetzt zugeben, daß es wohl so das Richtige ist, da seine leibliche Pflege und die seiner geistigen Güter nicht recht zu vereinbaren war . . . Nun ist vom 1. Oktober an der zweite Direktor des Goethearchivs, Herr von der Hellen, als Mitarbeiter an Stelle des Herrn Dr. Zerbst, welcher sich nicht dafür eignete, mit Frau und zwei Kinderchen von Weimar hierher nach Naumburg gezogen, und so ist der Verkehr in meiner Tochter Haus ein äußerst lebhafter geworden; beide sind, ebenso Dr. Kögel sehr musikalisch, und es sollen zum Beispiel jetzt wöchentlich musikalische Abende stattfinden und von unseres Geliebten musikalischen Sachen eine Auswahl zum Druck getroffen werden. Das alles paßt nicht in ein Haus, wo ein derartiger Kranker sich befindet und offen zu sein reicht auch meine Spannkraft höchstens bis zehn Uhr aus, da doch oft die Nächte ganz oder halb dran zu geben sind. Wir sehen uns täglich und oft mehrere

Das
Goethearchiv
in Naumburg

Die
Übersiedelung
nach Weimar

Male, und ich und wer es sieht, freut sich an der ganz reizenden Einrichtung, am meisten die Herren über ihr wundervolles großes hohes Arbeitszimmer.“ Das Interesse an den Arbeiten des Archivs hinderte begreiflich die alte Pastorswitwe, die nur mit Hilfe ihres festen Gottvertrauens den aufreibenden Anstrengungen dieser Krankenpflege sich gewachsen fühlte, nicht an gelegentlichen Vorbehalten; sie schreibt Overbeck am 31. Dezbr. 1894: „Ich finde, daß man im achten Band den schrecklichen Antichrist und mehrere Gedichte weglassen konnte; ich empfinde darüber bitteren Kummer; hat er doch schon mehr als genug darüber in seinen Werken gesagt, und ich begreife jetzt doppelt seine Worte: „Lies es nicht, Mütterchen, es ist von einem ganz anderen Standpunkt aus geschrieben.“ Überhaupt finde ich, daß Philosophie nichts für Frauen ist; wir verlieren den Boden unter den Füßen.“ Dann erwähnt sie, daß mit dem wachsenden öffentlichen Interesse an Nietzsche sich ein förmliches Spionagesystem auszubilden scheine: „Alles kommt und noch dazu aufgebauscht und verdreht in die Zeitungen, darunter wir in letzter Zeit recht gelitten haben, und dabei das Unheimliche, daß jemand hier angestellt zu sein scheint um auszufundschaften.“ Zwei Jahre später erfolgte dann die Übersiedelung des Archivs nach Weimar; es heißt im Briefe der Frau Pastor vom 2. Juli 1896: „Daß meine Tochter Naumburg mit Weimar vertauschen und schon am 1. August dahin ziehen will, weil sie glaubt, dort mehr Verständnis für die Philosophie von Fritz zu finden, hat mir wieder viel Kummer gemacht. Sie ist aber einmal ein unruhiger Geist und setzt alles durch, was sie sich vorgenommen hat; wollte sie doch schon damals, als sie das Archiv verlegte (Herbst 1894) nach Weimar ziehen, hätte sie nicht damals der Zustand vom guten Fritz hier gehalten, und nun will sie jede Woche uns einmal besuchen. Sie war vorgestern mit Fräulein von Salis, welche mehrere Tage bei ihr war, zum Goethetag in Weimar.“ — Und dann am 2. Oktober 1896: „Die Übersiedelung meiner Tochter hat mir natürlich auch viel Kummer bereitet, bis ich wahrnahm, daß sie sich der weiteren Arbeit der Biographie nicht mehr gewachsen fühlte und in Weimar sich ihr in jeder Beziehung mehr. Sie hat eine sehr hübsche Wohnung, ist bis jetzt glücklich und Hilfe als hier erschließt, und das hat meine Tränen getrocknet. . zufrieden im höchsten Grade.“ Nietzsche blieb bei seiner Mutter zurück, die jedoch nur noch ein halbes Jahr zu leben haben sollte.

Nietzsches Mutter ist unter diesem Titel, von ihrem Neffen Dr. Richard Wehler (in einem Artikel der „Zukunft“ 1907) geschildert worden; sie wird dort „eine bedeutende Natur“, von einer starken und sehr sympathischen Originalität genannt und mit der Mutter Goethes zusammengestellt. Mir scheinen ihre brieflichen Schilderungen dazu angetan, dieses Urteil zu bekräftigen; aber zur wirklichen Größe ragt diese bejahrte, religiös befangene und nur durchschnittlich gebildete Frau empor durch die grenzenlose Hingebung und Energie, mit der sie bis in ihr zweiundsiebzigstes Lebensjahr die unglaublich schwierige Wartung des kranken Sohnes durchführte. Nicht nur Overbeck, sondern auch die sachverständigen Ärzte Dr. Gutjahr und Prof. Binswanger haben mit ihrer staunenden Bewunderung nicht zurückgehalten. Ich stelle vom Herbst 1893 an, dem Zeitpunkt, da Frau Dr. Förster wieder heimgekehrt war, einige Stellen aus den Briefen der Mutter über Nietzsches Befinden während dieser Zeit zusammen:

Die Pflege des
kranken Sohnes

Naumburg, 1. Oktober 1893

„Vor etwa zehn Wochen mußte ich unsere hübschen Spaziergänge wieder aufgeben, weil er gerade wenn uns jemand begegnete, auf unseren einsamen Wegen laut wurde, und ob ich es auch immer wieder versuchte, so sah ich doch ein, daß es nicht mehr ausführbar sei; nach dem letzten Gange mußte ich weinen und wieder weinen und konnte mich gar nicht wieder beruhigen, so schmerzlich war es. Dieser Zustand verschlimmerte sich, und als ich mir gar nicht mehr zu helfen wußte, schrieb ich in meiner Totenangst, denn ich dachte ich müßte ihn sonst wieder nach Jena bringen, an Professor Binswanger. . . Jetzt hat der Zustand nichts Unheimliches, es kann ja auch sein, daß wir nun gerade daran gewöhnt sind, auf die Nacht hin ich ganz allein bei ihm. . . Sein Aussehen ist ungerufen ein ganz gesundes, was den Bädern und der Veranda wohl zu verdanken ist, indem er auf letzterer gar zu gern weilt, und sonst gehen wir mit ihm eine halbe Stunde im Hause auf und ab, und haben nun auch einen eigenen schönen bequemen Fahrstuhl, wo ihn Alwine wieder fahren soll. Er macht nie den Eindruck, als ob er in irgend einer Weise litte, macht sogar manchmal kleine Späße und lacht darüber ganz natürlich mit uns, hat überhaupt etwas Rührendes in seinem Wesen. Glauben Sie daher nur nichts, was in den

Zeitungen steht; solche Verdreherei und Phantasie ist mir kaum vorgekommen, und ich empfangen niemand wieder, die sich als glühende Verehrer meines Sohnes ausgeben.

Naumburg, 29. Dezember 1893

Vor dem
Christbaum

... [meine Tochter] war aber am heiligen Tage wieder so weit wohl, daß wir uns einen Baum puzten und zwar nach meines Sohnes Wunsch, als ich ihn frag, ob einen kleinen oder großen, „natürlich einen recht großen“. Außerdem hatten wir ihm ein kleines Symphonium beschert mit glockenreinen Tönen, welches wir den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin spielen ließen, als wir das Zimmer mit dem brennenden Baum betraten (denn Weihnachtslieder waren leider nicht dabei). Er ließ sich unweit des Christbaums vor demselben in einen Sessel nieder, und wir hüben und drüben, sein Gesicht strahlte, er sah sich nach dem Pianino um, ob von da die Töne kämen, und brach ohne irgend aufgeregt zu sein mehrmals in die Worte aus: „Das ist doch das schönste im ganzen Hause.“ Natürlich strahlten wir mit ob dieser unerwarteten Wirkung auf unser „Engelherz“, wie ihn nur Lieschen nennt, und so feierten wir mit innigem Dank zum lieben Gott diesen Abend.

Naumburg, 29. März 1894

Glücklich sind wir nur, daß wir das eigene Haus haben, denn wer würde uns als Mieter jetzt nehmen, und wenn vielleicht auch nehmen, wer uns behalten! Es ist ja das letzte Vierteljahr, wenn auch nicht besser, aber auch nicht schlechter gegangen, als es vor Weihnachten ging, nur das Aufschreien und mit welcher Stimme, aber meist mit dem heitersten Gesicht, ist das Angreifendste, vor allem auch das Hüten, daß es niemand hört, und je mehr ich ihm da zurede, je mehr tut er es, so daß es noch das beste ist, wenn ich ganz allein mit ihm im Krankenzimmer bleibe, fast auf meinem Nähtischplatz und ihm erst lauter und nach und nach leiser oft stundenlang etwas vorsinge, so wenig wie mir da wie Singen zumute ist. Dieses Monotone scheint beruhigend zu wirken, auch trage ich in solchen Stunden, die jetzt fast täglich wiederkehren, nur Schuhe mit Filzsohlen, da eben jedes Geräusch das Laufen bewirkt. Das Baden setze ich mit ihm auch fort, nur das Spazierengehen, wo ich immer

einmal schüchterne Versuche vor unserm sonnigen Hause bis hinter der Mauer, wo auch köstliche Sonne ist, mache, und wo es auch leidlich geht, wenn er auch, wir sind kaum um die Ecke, fragt: „Wo ist unser Haus?“ und selig ist, wenn wir wieder davor stehen und hineingehen, wo ich ihn in der Hausflur auf einem Stuhl rasten lasse und wenn er sich geruht, dieselbe kleine Tour wiederhole. Doch ist es eben selten und nur an ganz ruhigen Tagen vorzunehmen, ebenso geht es nicht mehr, ihn im Fahrstuhl fahren zu lassen, aus diesem Grunde; nur auf der offenen sonnigen Veranda die wenigen Schritte hin und her, ihm dabei Gedichte vorsagend, glückt manchen Tag auf eine Viertelstunde; heute mußte ich ihn aber schon nach etlichen Schritten des Aufschreiens wegen, wobei er ganz vergnügt und keineswegs unheimlich aussieht, in das Innere der Veranda auf seinen Lehnstuhl wohlverwahrt bringen, während ich, ihn beobachtend auf der offenen Veranda auf und ab ging, was ihm Spaß zu machen schien, denn er betrachtete vergnügt meine Schritte und atmete doch die köstliche Frühjahrssonnenluft, die auch bei uns weht und in den Mai versetzen könnte. So geht ein Tag und eine Woche nach der andern dahin, Gottes Gnade dennoch preisend, daß es eben geht, und ich denke auch, ich fahre wieder später mit der Droschke nach einem einsamen Ort, steigen aus und gehen eine Viertelstunde und setzen wir uns wieder zur Heimfahrt dahin; ist doch unser Leibkutscher, ich möchte fast sagen, wenn es nicht frivol klingt, glücklicherweise mehr als halbtäub.

Nieglisches letzte
Spaziergänge

Naumburg, 3. Juni 1894

Einen großen Verehrer seiner Schriften, einen hiesigen Arzt, welcher ihm, ohne daß wir uns gegenseitig kannten, seit Jahren die rührendsten Aufmerksamkeiten sandte, bat ich: ihn doch einmal täglich auf acht Tage eine halbe Stunde zu beobachten, und dieser riet eben zur Massage, um einigermaßen die Leibesbewegung zu ersetzen, da letztere sich nur auf kleine Gänge unten in der Hausflur oder oben auf der offenen Veranda beschränkt. . . So hat der liebe Gott wieder einen guten Gedanken eingegeben, eben mit dem Arzt, der ihn nun in aller Verfassung sah und mir gestern das Lob spendete: „Das macht Ihnen keine nach“, — er, der frei von aller Sentimentalität ist, worauf ich ihm, so wohl es mir tat, erwidern mußte: „Gewiß, aber Mütter!“ Der Arzt freut sich immer mit mir und meiner Tochter, wie

gut sein Aussehen ist und man kaum glauben kann, einen Mann von beinahe fünfzig Jahren vor sich zu sehen.

Naumburg, 11. Oktober 1894

Porträtfiguren

... So sitzt neben mir mein guter Sohn und uns gegenüber ein Maler aus Berlin, welcher uns sein liebes Bild in Öl festhalten soll. Natürlich bedarf es dabei oft meiner Hilfe, und da der Herr schon ein paar Tage stundenweise sein Heil versucht, so muß ich gestehen, daß es recht angreifend ist, denn der gute Fritz hält so wenig stand; hoffentlich gelingt es! Im übrigen ist mit unserem geliebten Patienten keine wesentliche Veränderung vorgegangen. Der gute Dr. Gutjahr ist auch mit seinem Befinden oder muß vielmehr wie wir mit seinem Befinden zufrieden sein, es ist eben nichts zu tun. . . Meine gute Alwine, welche bald siebenzehn Jahr bei uns ist, bewährt sich weiter vortrefflich.

Naumburg, 28. März 1895

Ende Februar hatten wir allerdings einen großen Schreck. Ich merkte, daß mein lieber Patient kurzen Atem hatte (— —), so daß ich augenblicklich zum Arzt schickte, welcher zu seinem und unserem Schrecken über vierzig Grad Fieber konstatierte. . Der Arzt kam die bösen Tage täglich dreimal, indem eine Lungenentzündung durch das viele Sitzen und Liegen, oder mehr eine Stauung in der Lunge vorhanden war. . Er sieht unberufen sehr gut aus, wie der Arzt wieder gestern meinte „nicht wie ein Fünfziger, sondern wie ein Vierziger“. Der Arzt ist gar nicht erbaut von den beiden Ölbildern, welche er von ihm in Leipzig ausgestellt gesehen hat und jetzt in Berlin ausgestellt sind, während meine Tochter sie vorher auch in Leipzig gesehen hat und entzückt war; ich hatte nach den verschiedenen Skizzen, welche er hier malte, gleich meine Bedenken, ob es gelingen würde, und wagte gar nicht mehr hinzusehen, so daß der Maler noch zu meiner Tochter äußerte: „er bewundere meine Zurückhaltung“. Ich war überhaupt nicht dafür, ihn jetzt malen zu lassen. Wir haben das ganz wundervolle charakteristische vergrößerte Zarathustrabild, aber es wurde durchgeseht. Das große Bild wäre, ich dachte, mehr als zwei Meter groß und stellt ihn in der offenen Veranda sitzend, den Arm auf die Brüstung stützend, dar, wo der Doktor meinte: „er käme ihm wie ein Vögelchen, wenn er es so vergleichen sollte,

in einem Bauer vor, das enorme Laubwerk ihn fast erdrückend und der große Nießsche kaum in Betracht kommend, anstatt doch umgekehrt." Auf dem andern Brustbilde sähe er wirklich krank aus, auch die Hautfarbe sei gar nicht getroffen, sondern habe eine bleiche Stirn und vorn sogar graues Haar und er hat doch kein einziges auf dem Kopfe; der Doktor meinte: „Ich möchte es nicht geschenkt haben. . . Zum Beispiel mit einer Nasenspitze bis auf die Lippen, Backenknochen, die man in Wirklichkeit bei ihm kaum wahrnimmt.“ . . Lieschen und Herr Dr. Kögel haben die Sache, den Maler, zugelassen, ihn zu malen, als ich auf ein paar Stunden in Halle bei meinen kranken Geschwistern war, und meine Tochter legte wahrscheinlich nun des Malers guten Willen und wie es hätte sein sollen, in die Bilder.

Naumburg, 28. November 1895

Ich bin in der ärgsten Aufregung, da auch mein Sohn seit längerer Zeit und zwar meist einen Tag um den andern, diesmal sogar gestern und heute, an einer Art Kinnbackenkrampf leidet, wo ihm auch das Schlucken so schwer wird und der liebe Kranke ein so trauriges Bild bietet, während er die Zwischentage so gut aussieht, daß unsere liebe Freundin, die Rektorin aus Pforta, welche ihn neulich sah und ebenso unser guter Doktor, ihre wahre Freude an seinem Aussehen äußerten; selbst das Auge habe da einen so lieben Ausdruck.

Der Kinnbacken-
krampf

Naumburg, 6. Dezember 1895

Mit meines geliebten Sohnes Befinden geht es so abwechselnd fort, einen Tag gut und den andern Tag den Krampfzustand, helfe der liebe Gott!

Naumburg, 26. Dezember 1895

Das beste ist, daß seit (—) heiteres Wetter ist und wir so einen schönen heiligen Abend verlebt. Es geht ja meinem guten Fritz jezt recht leidlich, indem sich der Krampf, der schrecklich war, fast vollständig verloren hat. Prof. Binswanger war gelegentlich vor acht Tagen bei uns mit Dr. Gutjahr, er war offenbar von dem Aussehen unseres Kranken überrascht und sagte zu mir: Frau Pastor, ich mache Ihnen mein Kompliment, Ihre Pflege ist prachtvoll, ja prachtvoll"; er sah aber auch

so gut aus und Binswanger so lieb und gut an, als wisse er, wer ihn besuchte.

Naumburg, 10. Januar 1896

Unseres lieben Kranken Befinden war ein sehr wechselndes; auch der Krampf stellt sich hin und wieder ein, wenn auch bei weitem nicht wie vor Wochen, wo der Arzt eine stehende Lähmung befürchtete, woran er leicht, da ihm das Schlucken so schwer wurde, zugrunde gehen konnte. Hoffentlich kehrt der Zustand in solchem Maße nicht wieder, es war zu betrübend anzusehen, während sein sonstiges Aussehen, wo man merkt, daß er nicht besonders leidet, bei allem Kummer meine einzige Freude ist.

Naumburg, 2. Juli 1896

„Die Liebe der Mutter hat der Krankheit die Spitze abgebrochen“

Von Prof. Binswangers Hiersein schrieb ich schon, wie zufrieden er sich aussprach, aber wohl noch nicht den Ausspruch, den er hier zu andern getan: „die Liebe der Mutter hat der Krankheit die Spitze abgebrochen“. Derartiges Kopfleiden macht wohl sonst die Kranken wild, und so denke ich hat mir der liebe Gott durch das viele Spaziergehen in den ersten fünf Jahren den richtigen Weg zur Milderung gezeigt. — Er sitzt eben ganz behaglich auf seinem großen Stuhl neben mir, und als ich ihm gestern Ihren lieben Brief zeigte, berührte sein Bart Ihren werten Namen, so deutlich sah er hin.

Naumburg, den 31. Dezember 1896

Im ganzen ist sein Befinden und Aussehen unverändert zu nennen, wenn nicht die stundenweise Lähmung, wie es Binswanger nennt, eintritt. Er besuchte neulich wieder gelegentlich unsern lieben Kranken, allerdings als Friß gerade einen recht guten Tag hatte, und schien förmlich überrascht zu sein, ihn so zu finden. Er sagte wiederum: „Frau Pastor, ich mache Ihnen mein Kompliment, soll man glauben, daß dies ein Mann von 52 Jahren ist.“ Ich mußte auch etwas Eßbares haben, weil er sehen wollte, ob das Kauen und Schlingen wegen der zeitweisen Lähmung gut ginge und war auch damit ganz zufriedengestellt. Von Weihnachten zu Weihnachten merkte man freilich mit Wehmut die Verarmung seines Geistes, früher noch Freude am Christbaum, wenn auch nur schwache habend, schlief er diesmal

vor demselben ein, auch sein Gang zeigte von großer Mühsal, besonders an manchen Tagen wie heute.



o weit die Schilderungen der Mutter. Anfang 1897 meldet ihre letzte Zuschrift, sie sei selber erkrankt und beim Sohne würden die Füße äußerst schwerfällig, was mit der Länge des Leidens zusammenhinge. Sie starb kurz darauf, und Nietzsche siedelte zu seiner Schwester nach Weimar über. Ein alter Bekannter von Basel her, Ludwig von Scheffler, schildert in seiner Eigenschaft als Nachbar Nietzsches Einzug in seine letzte Wohnstätte (Neue Freie Presse 1907 Nr. 15430): „Ich wohne in Weimar am Fuße der „sachten Höhen“, die prosaisch genug, wie kahle lange Eisenbahndämme das Jmtal umziehen. Auf dem ihm just gegenüberliegenden Ackerjoch erhebt sich eine zerbrochene holländische Mühle. Leopold von Kalckreuth hat sie gemalt und ein weites Schneefeld um sie gebreitet, durch das sich mühsam und voll Kummer ein alter, wandernder Spielmann seinen Weg bahnt. . . Da wird ein Wohnhaus nicht weit davon errichtet! Wirklich ein häßliches Haus! Wie es im Sommer so öd, so schutzlos in der Glut des Tages dasteht, hat der Wit des Weimarer Philisters nicht so unrecht, wenn er es die „Villa Sonnenstich“ benennt. Wie kann man nur darin wohnen? Und dennoch! Eines Tages kommt mein kleiner Sohn aufgeregt aus der Schule: „Papa weist Du? Droben ist ein wahnsinniger Philosoph eingezogen!“ Ich weise den Knaben zurecht, denn meine Ahnung wird sehr bald bestätigt. Die Schwester Nietzsches ist mit dem kranken Bruder nach Weimar gekommen! Ich gehe in den Garten und suche die schönsten Rosen zum Strauße aus. Dann steige ich hinauf, zu der Villa in der Höhe, das Herz voll beweglicher Gedanken, die der Erinnerung an die Jugend gehören. Wie damals am Spalentorweg öffnet mir eine Dame die Türe! Ich erkenne sofort das Gesicht. Was sonst zur gegenseitigen Verständigung gehört, wird in minutenlanger herzlicher Begrüßung gegeben. Die Schwester Nietzsches führt mich in eine Art Salon. Er war schon damals pietätvoll fast ganz dem Andenken des großen Bruders gewidmet. Seine Bilder an den Wänden, Bücher, Manuskriptsammlungen von ihm überall in Ordnung aufgereiht, aber doch mannigfaltig zerstreut! Dann treten wir instinktiv ans Fenster, die Aussicht zu erfassen. Vor uns die Mühle! Frau Förster

Villa
„Silberblick“
in Weimar

weist mit wehmütiger Miene auf sie hin: „Ein Gleichnis unseres Daseins! Ohne Flügel!!“ Und ich erfuhr nun weiter, daß eine Schweizer Verehrerin des Philosophen das seltsam gelegene Haus für ihn erworben. Hier in der tiefsten Stille und Abgelegenheit hoffte sie noch auf eine Art Heilung seiner frankten Nerven...“

Und nun tritt als Augenzeuge über die Dinge im Archiv — Peter Gast auf! Er schreibt Overbeck am 15. November 1899:

Gast als
Herausgeber
von Niehsches
Kompositionen

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Frau Förster „die
reine Hofdame“

Niehsche war für seine letzten Lebensjahre in ein langes Gewand von dickem, weißem Stoff eingekleidet, in der Art des Priesterkleides katholischer Orden. Er lebte in den oberen

Wohnräumen unter der Fürsorge der in seiner Pflege erfahrenen Wärterin Alwine, der ehemaligen Dienstmagd seiner Mutter. Manchmal, wenn unten alte Freunde und neue Verehrer von ihm als Gäste der Schwester beim Diner saßen, hörte man durch die Zimmerdecke das ungeduldige Aufstampfen seines Fußes. Auserlesene Besuche wurden ihm zugeführt. Sein Anblick soll ergreifend gewesen sein.

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908
ist hier der Text gekürzt worden*

Es wurden ihm noch vereinzelte Aussprüche von den Lippen gelesen, zum Beispiel, als man ein Buch in seine Hände legte, die Frage: „Habe ich nicht auch gute Bücher geschrieben?“ Gast blieb es vorbehalten, das Religionsstiferische an Niehsche mit einem lauten Bekenntnis zu betonen, als er am Grabe sprach: „Heilig sei dein Name allen kommenden Geschlechtern!“ Es kann kein Zweifel bestehen, daß dies in Gasts Munde ein Echo der Absichten und Wünsche der Schwester bedeutet; wie andererseits in seinen Briefen an Overbeck dessen vorwiegend intellektuelle Auffassung Niehsches einen oft nur noch kritischeren Widerhall fand. Immerhin neigte Gast in seiner Stellung zu Niehsche bei allem theoretischen Gebahren zur heimlichen Adoration.

„Heilig sei dein
Name allen
kommenden
Geschlechtern“

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Hinter der überschwenglichen Gefühlswertung ließ er fortan alle Verstandesurteile zurücktreten und seine eigenen übeln Erfahrungen in Vergessenheit sinken. Sein Bild vom Bruder schob er in sein Bild von der Schwester hinein — (Overbeck war nach dem Erscheinen des Schlußbandes der Biographie, November 1904, von der umgekehrten Gefahr bedroht!). Nur kultische Beschränktheit — wenn man von den Deutungsmöglichkeiten die mildeste wählt —, kann Gast zu der Verhimmelung der Schwester als Niehsches einziger Vertrauten veranlaßt haben, die zu seinen früheren Ansichten paßte, wie die Faust aufs Auge. Er hatte

nun doch jene mit Friedrich Nietzsche verwechselt. In seiner (seitdem wieder aus dem Buchhandel zurückgezogenen) Einleitung zum Briefwechsel (Berlin 1900) legt er das Bekenntnis ab: „Nur der Pflege dieser an Geist und Güte unerschöpflichen Frau danken wir's, daß Nietzsche so lange unter den Lebenden weilte. Vielleicht ist noch nie ein ähnlich Kranker mit so reich erfinderischer Sorgfalt behandelt worden. . . . Ihr teures Antlitz, ihr trauriger Stimnton, ihre zarte Hand schienen für ihn das einzig Sichere zu sein, das ihm in dieser fremd und fragwürdig gewordenen Welt gleichsam als Ankergrund seines eigenen Wesens geblieben war.“ Hierzu bemerkte Overbeck: „Köselsens Wirksamkeit am Archiv als Kollaborator der Frau Förster ist nur begreiflich, wenn er als Epopt oder im religiösen Sinne ‚Jünger‘ Nietzsches angesehen wird, als welcher er in den Publikationen des Archivs ohne Wanken seinen Mann steht. . . . In diesem Glauben hat er aber sich nicht anders gehalten, wie die Christen in dem ihren. Mit dem ‚Evangelium‘ anfangend, wurden diese katholisch und bekannten sich mit der Zeit wie zum Sohne, so auch zur Mutter. So auch Kösels, der, nachdem er sich schon einmal bitter mit Nietzsches Schwester verfeindet, doch im Frühjahr 1900 den Weg zu ihr und ihrem Archiv zurückfand und in diesem Archiv schon in dem Mitte Oktober 1900 geschriebenen Vorwort zum eben angeführten Briefbände (S. V) so weit war, daß er sich vor der Madonna Förster niederwarf. Dieses Vorwort ließ mich ohne weiteres in einem Briefe vom 7. Dezember 1900 mit Gast als Nietzschebekenner brechen, in welchem ich ihm den Bund, den ich mit ihm als Nietzsche-freund geschlossen, auf sagte. . . .“

Madonna
Förster



Ihre der Zahl und auch den Persönlichkeiten nach ansehnliche Anhängerschaft trachtete Frau Förster durch Hebung des wissenschaftlichen Ansehens zu befestigen und zu vermehren. Das Archiv gab eine fünfzehnbändige Monumentalausgabe heraus, der eine Mittelausgabe in Kleinoctav folgte; zu diesen ist nun noch neuestens die zehnbändige Taschenausgabe getreten. Dazu noch die drei Bände Biographie, sowie eine Anzahl von ihr selbst verfaßter oder von ihr veranlaßter Essays und Monographien. Alle diese Veröffentlichungen haben anstandslos eine wohlwollende Aufnahme gefunden. Gelegentlich sich äüßernde kri-

tische Bedenken wies Frau Förster zurück, weniger mit dem Hinweis auf ihre eigene Tüchtigkeit, für deren Bezeugung es ihr freilich nie an einigen kompetenten Zitaten fehlte, als mit dem Hinweis auf die Tüchtigkeit und unanfechtbare Autorität ihrer Ratgeber. Es muß auffallen, daß sie neuestens den „ganzen Plan der Gesamtausgabe“ auf Erwin Rohde zurückgeführt wissen will („Zukunft“ vom 8. Juli 1907, S. 360). Von einer solchen grundlegenden und nicht bloß konsultativen Beteiligung Rohdes an der Ausgabe war bisher nie die Rede; sie hat auch ganz einfach gar nicht stattgefunden. Muß nun wirklich durch Belege aus Overbecks Hinterlassenschaft Peter Gasts geistiges Eigentum vor der Undankbarkeit seiner Herrin geschützt werden?

Der Plan der
Gesamtausgabe

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

Die
chronologische
Anordnung

und es mag ja sein, daß die Begutachtung durch die Fachphilologen dazu geführt hat, die chronologische Einordnung gänzlich fallen zu lassen und sich an die klare Scheidung der großen Ausgabe in zwei je sieben bis achtbändige Abteilungen, gedruckter Nachlaß und handschriftlicher Nachlaß, zu binden. Wenn es nach Frau Förster gegangen wäre, von Anfang an die chronologische Unordnung streng durchzuführen, hätte sich der feste Bestand der von Nietzsche selbst als gut zum Druck erachteten Schriften unübersichtlich verzettelt zwischen die nach Zahl und Umfang von der Herausgeberwillkür abhängigen Nachlaßbände. Wenn nun neuestens dieses Prinzip in der Taschenausgabe nicht ohne einige tatsächliche Evidenz verwirklicht werden konnte, so war dies nur möglich, weil der Nachlaß hier nur in seiner beliebig zu treffenden knappen Auswahl die Hauptschriften umrahmt und dadurch zu erhöhter Geltung bringt. Doch gilt dies nur für die ersten Bände; am Schluß bringt der unverhältnismäßig aufgeschwollene anderthalbbändige Sentenzenstoß des „Willens zur Macht“ doch wieder alles aus Rand und Band. Man durfte dem Nietzsche-Archiv ein beträchtliches Teil Nachsicht vorgeben; denn die Herstellung einer wissenschaftlichen Nietzsche-Ausgabe gehört zu den schwierigsten Editionsproblemen, weil sie den Herausgeber vor mehrere gleich gangbare und gleich schwierige Durchführungsvarianten stellt. Vollkommenheit hat also von den Leistungen des Archivs kein vernünftiger Mensch erwarten können; was aber zu erwarten war, wäre einige Bescheidenheit im Anspruch auf den wissenschaftlichen Wert des zu Bietenden gewesen, sowie die Einsicht, daß hier selbst im besten Falle nur provisorische Arbeit zu tun sei. Zweifellos hätte Frau Förster diesen Bescheid recht unzweideutig aus den Winken und Ratschlägen jener philologischen Fachautoritäten, mit deren Wohlwollen sie sich so sehr brüstet, heraus hören können, wenn sie Ohren dafür gehabt hätte.

Der
Dilettantismus
der
Archivforschung

Über die bedenklichen Mißstände, unter denen Nietzsche in seinem Archiv erforscht wurde, hat Ernst Horneffer ein wegen seiner Ehrlichkeit nicht genug zu respektierendes Geständnis abgelegt („Nietzsches letztes Schaffen“, S. 44/45 und 47—54): „Überbeß hielt die ganze Tätigkeit von Frau Förster-Nietzsche für verfrüht, überstürzt, dilettantisch. Hierin muß man ihm völlig recht geben.“

Er hat sich hier als ein einsichtiger, klarblickender Gelehrter bewährt. Das meiste, was vom Archiv ausgegangen ist, ist wissenschaftlich von äußerst zweifelhaftem Wert. Es lebt ein völlig falsches Bild von Nietzsches Person und seiner Tätigkeit in den Köpfen der Menschen. Frau Förster-Nietzsche ist nach keiner Richtung hin ihrer Aufgabe gewachsen gewesen. Was sie von persönlichen Erinnerungen an Nietzsche mitgeteilt hat, ist minimal. Sie hat ja immer nur sehr vorübergehend mit Nietzsche zusammengelebt. Schon als Schüler lebte er außer dem Hause, ebenso als Student. Eine kurze Zeitlang hat sie in Basel mit ihm zusammengelebt. Nachher sind sie immer nur vorübergehend zusammen gewesen. Nietzsche führte sein einsames Wanderleben in den Alpen und in Oberitalien. Was würden wir z. B. sagen, wenn uns Goethes Schwester über Goethe in Weimar aufklären wollte? Frau Förster-Nietzsche ist im allgemeinen wie jeder andere außenstehende Biograph nur auf schriftliche Dokumente angewiesen. Und diese Dokumente hat sie schlecht benutzt. . . Das Mißtrauen Overbecks, ob es an der Zeit sei, schon jetzt eine große Nachlaß-Ausgabe zu veranstalten, ob hierzu die notwendigsten Voraussetzungen schon gegeben sind, hat sich glänzend bestätigt, mehr als man wünschen mag. Das vollkommene Fiasco, das das Nietzsche-Archiv mit seinen Ausgaben gemacht hat, kommt nur darum niemand zum Bewußtsein, weil eigentlich niemand ein Interesse an einer guten Ausgabe Nietzsches hat. Trotz der hervorragenden Stellung, die Nietzsche in dem Kulturleben der Gegenwart errungen hat, ist seine Bedeutung doch immer noch nicht unbestritten genug, daß eine wissenschaftliche Ausgabe des Nachlasses ein wirkliches Bedürfnis wäre. In erster Linie kommen für eine solche Ausgabe die Gelehrten in Betracht. Allein diese haben auch heute noch für Nietzsche nur eine halbe Schätzung. Es genügt ihnen, sich ungefähr über Nietzsche zu orientieren. Eine erschöpfende Ausgabe setzt ein so allseitiges und tiefgründiges Interesse voraus, das diese Kreise Nietzsche noch nicht entgegenbringen. Sonst würde das Tun und Treiben im Nietzsche-Archiv eine so herbe Kritik erfahren, wie die wissenschaftliche Kritik wenig Beispiele hat. Außer von den Gelehrten wird Nietzsche von aller Welt gelesen, von Künstlern, begeisterten Jünglingen und Frauen, kurz von allen. Aber diese Leser nehmen nicht das geringste Interesse an einer sachlichen, objektiv richtigen Vorlegung von Nietzsches Gedankenwelt. Sie sind für alles dankbar,

Eine streng wissenschaftliche Nietzscheausgabe noch kein Bedürfnis

Die
Unzulänglichkeit
aller offiziellen
Herausgeber

völlig unbekümmert um seine authentische Richtigkeit. Nur diesen seltsamen Umständen hat es das Niehsche-Archiv zu danken, daß es in seiner wissenschaftlichen Hohlheit und Nichtigkeit nicht von allen erkannt wird. Alle Ausgaben, die vom Niehsche-Archiv ausgegangen sind, sind wissenschaftlich teils völlig wertlos, teils nicht einwandfrei. Ich nehme hiervon auch nicht die Bände aus, an denen mein Bruder und ich gearbeitet haben, die den wichtigsten Teil des Nachlasses, die letzten Umwertungsarbeiten enthalten. Wie fehlerhaft die Anlage und Ausführung der Kögel'schen Ausgabe war, habe ich früher dargetan in meiner Schrift: 'Niehsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung'. Der Ton, in dem diese Schrift verfaßt ist, hat mich nachträglich öfter gereut. Der damalige Haß der Frau Förster-Niehsche gegen Kögel hat ohne Zweifel diese Schrift etwas beeinflusst. Ich stand damals, eben in das Niehsche-Archiv eingetreten, unter dem Banne ihrer einnehmenden Persönlichkeit. Aber sachlich ist alles vollkommen richtig, was ich gegen Kögel gesagt habe. Ja, der weitere Verlauf der Arbeit hat Kögels Fehler noch in viel schlimmerem Lichte erscheinen lassen. Er war seiner Aufgabe nicht entfernt gewachsen und konnte es nicht sein, da ja das Nachlaßmaterial noch nicht einmal entziffert, gelesen war, daß man zu einer Klarheit über die Art, wie dieser Nachlaß zu edieren sei, hätte kommen können. Es war ein völliges Tappen im Dunkeln. Der unmittelbare Nachfolger Dr. Kögels war Dr. Seidl. Dieser hatte nur wenig verantwortungsvolle Aufgaben zu erfüllen; er hatte nur die von Niehsche selbst herausgegebenen, vollendeten Werke neu aufzulegen. Aber selbst bei dieser, verhältnismäßig einfachen Aufgabe hat er sich der schwersten Fehler schuldig gemacht. Dr. Seidl war Musikschriftsteller. Er gab mit rührender Bescheidenheit selber zu, weder Niehsche gründlich zu kennen, noch Philologe zu sein. Rätselhaft bleibt nur, wie er bei dieser Sachlage die Herausgabe der Werke Niehsches übernehmen konnte. Was nun meine eigene Arbeit betrifft, die ich zusammen mit meinem Bruder Dr. August Horneffer im Archiv geleistet habe, so war unsere Lage schon dadurch äußerst schwierig, daß wir ein schlecht begonnenes Werk fortführen sollten. Als nächste Aufgabe stellten wir uns zunächst einmal, den ganzen Nachlaß zu lesen, um überhaupt ein vollständiges Bild zu erhalten. Diese allererste, notwendige Voraussetzung für eine überlegte und planmäßige Ausgabe war bisher noch nicht erfüllt

worden. Unentziffert, unabgeschrieben lagen haufenweise die Manuskripte da, von denen niemand ahnte, was sie enthielten. Aber frisch, fröhlich hatte man immer herausgegeben. So gingen wir denn ans Werk, den Nachlaß zu kopieren. Aber das dauerte Frau Förster-Nietzsche viel zu lange. Die „Eintönigkeit“ unserer Art zu arbeiten war ihr äußerst verhaßt. Sie arbeite immer alles schnell von der Hand weg, meinte sie. Dokumente, daß Frau Förster-Nietzsche derartige „wissenschaftliche“ Arbeit verlangte, kann ich nach Wunsch vorlegen. Kurz, es sollten schnell Bände heraus. Wir standen vor einer schwierigen Wahl. Ihr Wille, eine Ausgabe des Nachlasses zustande zu bringen, und sei es noch so überstürzt, stand unerbittlich fest. Das wußten wir. Wenn wir ihr unsere Mitarbeit entzogen hätten, so hätte sie jeden andern damit betraut. Sie nannte öfter Namen, daß es einem um Nietzsche willen schwindlig werden konnte. So entschlossen wir uns auszuhalten, so lange zu bleiben, als wir es irgend ertragen könnten, um Schlimmeres zu verhüten. Da um jeden Preis etwas fertig sein sollte, konnte unsere Arbeit nur etwas Provisorisches sein. Aber wir sagten, lieber dies als noch Schlechteres. Was sich bei diesen Verhältnissen irgend erreichen ließ, das glauben wir getan zu haben. Freilich Frau Förster-Nietzsche meint in ihrer Einleitung zur Umwertung, es habe sich alles so ungefähr von selbst gemacht. So aber war es nicht. Es war nichts Leichtes, Ordnung und Übersicht über diese seltsame Produktion zu gewinnen. Wie die Ausgabe wirklich zu machen ist, haben wir bei dieser übereilten Arbeit natürlich erst am Schlusse gesehen, als es zu spät war. Und selbst wenn wir es früher gewußt hätten, so hätten wir Frau Förster-Nietzsche niemals von der Notwendigkeit der Form dieser Ausgabe überzeugen können. Es gibt nämlich nur eine Möglichkeit, den Nachlaß Nietzsches zu edieren, die mein Bruder in seiner Schrift „Nietzsche als Moralist und Schriftsteller“ angedeutet hat: man muß die Manuskripte Nietzsches, unter jedem Verzicht eigener Anordnung und Zusammenstellung, Wort für Wort genau so herausgeben, wie sie vorliegen. Freilich, es ist eine Wüste, die sich da vor dem Blick des Lesers auftut. Aber so chaotisch, so unübersichtlich und verworren ist eben die Arbeitsweise Nietzsches. . . Der unglückliche Schöpfer verzehrte sich in einem hoffnungslosen Kampfe. Darum kann nur eine ganz wortgetreue Wiedergabe der Manuskripte, die nichts durch Anordnung verschleiert, vertuscht, ein vollständig klares und richtiges Bild von Nietzsche

„Nur etwas
Provisorisches“

Eine kritische,
Ausgabe ohne
editorische Willkür

geben. Nur so blickt man hinein in alle die Regungen seiner bewegten Seele. Ein intimer Reiz würde von solcher Ausgabe ausgehen, derselbe wie wir ihn angesichts der Manuskripte Nietzsches so stark empfunden haben. Es ist schade, daß durch dilettantische Übereilung dieser einzigartige Genuß den Zeitgenossen entzogen ist."

5. Zur Charakteristik der beginnenden Nietzsche-Literatur



iese fatalen Verhältnisse kommen Nietzsche insofern wieder zugute, als sich damit herausstellt, daß sein Sieg doch unmöglich auf eine Propaganda mit so fadenscheinigen Mitteln zurückzuführen ist. Vielmehr siegte er entweder aus eigener Kraft oder durch die Ohnmacht der Gegner. Es ist gelegentlich als der auffallendste Beweis für den Tiefstand der gegenwärtigen europäischen Philosophie bezeichnet worden, daß sie es nicht zu einer glatten, restlosen, kritischen Erledigung Nietzsches gebracht habe. Dabei verkennt man eines: Nietzsche ist philosophiegeschichtlich abschließend gar nicht zu beurteilen, ehe der Kampf um seine Biographie zu Ende gekämpft ist. Die Bücher über ihn sind bereits jetzt Legion; und doch kann kaum eines unter denen, die Wert und Geltung haben, seine Herkunft aus irgendeinem persönlichen Motive verleugnen. Dies gilt von dem Lob so gut wie von dem Tadel. Zuerst ist er überhaupt nicht auf Kritik gestoßen, sondern auf Haß. Einen Herostratenruhm in der Beschimpfung des Kranken hat sich Wilhelm Jordan erworben, indem er in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung der Nietzsche-Neugier des Publikums ein „Schämet euch!“ entgegenschlendert und dann fortfährt (bei Eugen Kreyer „Friedrich Nietzsche“ 1895, S. 4):

Wilhelm Jordans
„Schämet euch“

„Kaum begannt ihr zu erröten ob des kurzen tollen Wahnes, Genialisch sei das Machwerk eines dreisten Charlatanes —: Straß da löst die Markttrompe des verworrenen Rembrandt-Faslers Ab ein neuer, ärg'rer Unfug: Trotz der Warnung durch des Baslers (s!) Philosophen grausig Schicksal impft ihr euch zum Geistesdunkel Keime aus des kranken Hirnes ordnungslosem Witzgefunkel.“

Die ersten feindlichen Bücher über Nietzsche waren „Nietzsche und seine philosophischen Irrwege“ von Hermann Türck 1891,